

**Bibliographischer Hinweis sowie Verlagsrechte bei den online-Versionen der DD-Beiträge:**



**Halbjahresschrift für die Didaktik  
der deutschen Sprache und  
Literatur**  
<http://www.didaktik-deutsch.de>  
23. Jahrgang 2018 – ISSN 1431-4355  
Schneider Verlag Hohengehren GmbH

*Thomas Berger*

**MEHR PRAXIS WAGEN!  
ANMERKUNGEN ZUM THEORIE-  
PRAXIS-PROBLEM IN DER  
DEUTSCHDIDAKTIK**

In: Didaktik Deutsch. Jg. 23. H. 44. S. 10-14.

---

Die in der Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Fotokopie, Mikrofilm oder andere Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. – Fotokopien für den persönlichen und sonstigen eigenen Gebrauch dürfen nur von einzelnen Beiträgen oder Teilen daraus als Einzelkopien hergestellt werden.

Thomas Berger

## MEHR PRAXIS WAGEN! ANMERKUNGEN ZUM THEORIE-PRAXIS-PROBLEM IN DER DEUTSCHDIDAKTIK

Die Frage, unter der die vorliegende Debatte geführt wird – „Wie viel und welche Praxis verträgt die Deutschdidaktik?“ –, sollte eigentlich Befremden auslösen: Denn gäbe es nicht das Praxisfeld, d. h. gäbe es keinen wie auch immer gearteten Deutschunterricht, dann gäbe es auch keine Deutschdidaktik. Und gäbe es nicht das Bestreben, diesen Deutschunterricht so gut wie möglich zu gestalten, dann gäbe es ebenfalls keine Deutschdidaktik – es handelt sich ja eben um eine „Didaktik“, nicht um eine bloße Phänomenologie des Deutschunterrichts. Das heißt aber nichts anderes, als dass die Praxis sowohl Ausgangs- als auch Zielpunkt jeder Deutschdidaktik sein sollte. Ausgangspunkt, indem sie praxisrelevante Entscheidungsprozesse und -probleme aufgreift und – wenn möglich, als Zielpunkt – dem Praktiker begründete Lösungsvorschläge unterbreitet. Ausgangspunkt aber insbesondere auch, indem sie den Deutschunterricht, wie er real stattfindet, empirisch so genau wie möglich beschreibt, und Endpunkt, indem dieser Alltagsunterricht kritisch hinterfragt und nach Möglichkeit optimiert wird. Normativ-wertende und konstruktiv-präskriptive Elemente der Deutschdidaktik lassen sich somit nicht ausblenden. Und die Wissenschaftlichkeit der Deutschdidaktik ergibt sich eigentlich problemlos aus der theoretisch reflektierten und mehrdimensionalen Begründung der jeweiligen Vorstellungen von gutem Unterricht bzw. von einzelnen Unterrichtsverfahren, die eben nach Möglichkeit auch empirisch fundiert sein sollte.

„Eigentlich“ – denn das Problem besteht ja darin, dass die Deutschdidaktik da, wo sie Wissenschaft sein will und auf ihre Wissenschaftlichkeit pocht, auf Distanz zur Praxis geht, und wenn sie praktisch wird, ihre Wissenschaftlichkeit oft hintanstellt bzw. hintanstellen muss, weil sich die wissenschaftlichen Erkenntnisse nicht in die Praxis überführen lassen bzw. die erforderlichen wissenschaftlichen Erkenntnisse überhaupt nicht vorliegen. Mit der Distanz zur Praxis meine ich nicht das reflexive Moment, das jeder Forschung notwendig innewohnt, sondern eine Verschiebung ihres Gegenstandes, ein Ausweichen vor dem realen Deutschunterricht und seinen normativen Dimensionen. So verzichtet die Deutschdidaktik weitgehend von vornherein auf eine Wirksamkeit im Praxisfeld. Wer eine Forschungskarriere in der Deutschdidaktik anstrebt, für den stellt sich z. B. die Frage, wie viele Publikationen in Praxis Deutsch für die Publikationsliste überhaupt vertretbar seien (vgl. Wieser 2016: 132). Das zeigt deutlich den Stellenwert derartiger Unterrichtsentwürfe, die mit Wissenschaftlichkeit offenbar nicht in Verbindung gebracht werden. Daher gibt es kaum konzertierte Aktionen der Deutschdidaktik, konkrete Unterrichtsvorschläge zu entwickeln; derartige Entwürfe werden dem einzelnen Fachdidaktiker

oder auch Lehrer überlassen und in der Scientific Community kaum diskutiert. Auch die empirische Untersuchung solcher Unterrichtsentwürfe fehlt weitgehend. Und wenn die Deutschdidaktik normative Ausflüge in die Praxis unternimmt, weil sie z. B. von der Bildungspolitik dazu genötigt wird, die Bildungslandschaft mitzugestalten, dann sucht man Wissenschaftlichkeit oft vergeblich. So sind die überzogenen, sowohl weltfremden als auch schulfernen Bildungsstandards für das Abitur (vgl. Steinmetz 2014) ein Offenbarungseid für eine Deutschdidaktik, die Gefahr läuft, sich nicht nur vor anderen Wissenschaftsdisziplinen zu blamieren, sondern auch durch eine Verkenntung der Schulwirklichkeit jeglichen Kredit bei den Lehrkräften zu verspielen.

Nicht von ungefähr hat die Deutschdidaktik ein Imageproblem im Konzert der Wissenschaften. Die Lösung für dieses Problem wird heutzutage meist in der empirischen Ausrichtung der Deutschdidaktik gesehen. Dabei übernimmt sie quantitative und qualitative Methoden mitsamt deren Exaktheitsstandards aus anderen Wissenschaften, um ihre eigene Wissenschaftlichkeit zu sichern. Hierbei läuft sie Gefahr, Methoden anzuwenden, die ihrem Gegenstand nicht angemessen sind. Das Problem verschärft sich, wenn man die Forderung stellt, dass der Gegenstand der Deutschdidaktik eben realer Deutschunterricht ist, d. h. Deutschunterricht nicht unter Laborbedingungen, sondern so, wie er sich tagtäglich im Schulzimmer ereignet oder – und das ist wichtig – ereignen *könnte*. Denn was nutzen dem Schulpraktiker z. B. Interventionsstudien, die die Wirksamkeit einer Einzelmaßnahme unter ängstlicher Ausschaltung aller „Störvariablen“ nachweisen wollen, wenn ein derartiges Arrangement praxisfern erscheint?

Dennoch wird niemand bestreiten, dass die empirische Ausrichtung der Deutschdidaktik, die in früheren Zeiten gefehlt hat, einen Fortschritt darstellt, und das nicht zuletzt deshalb, weil sie einen engeren Kontakt zum Praxisfeld herstellt. Insbesondere in der Adaption der qualitativen Methoden der Sozialforschung (vgl. z. B. Boelmann 2016) scheinen insofern Chancen zu liegen, als die Rekonstruktion real stattfindenden Deutschunterrichts verstärkt ins Blickfeld der Deutschdidaktik rückt. Dennoch beschränken sich diese Methoden zumeist auf Deskription und Theoriebildung, und eine konkrete Wirksamkeit im Praxisfeld wird eher selten angestrebt.

Aus diesen Überlegungen ergeben sich folgende Schlussfolgerungen: Die Deutschdidaktik sollte selbstbewusst ein eigenes Methodenarsenal entwickeln, das ihrem Gegenstandsbereich und ihrem genuinen Auftrag als normative Wissenschaft angemessen ist. Als ihren Gegenstand sollte sie mit Nachdruck den realen, alltäglich in der Praxis stattfindenden Deutschunterricht begreifen.

Insofern meines Erachtens der alltägliche Deutschunterricht Gegenstand der Deutschdidaktik sein sollte, schließe ich mich der Programmatik einer „realistischen Deutschdidaktik“ an (Pflugmacher 2016: 79–81). Allerdings geht es mir weniger darum, möglichst wertfrei die der Praxis inhärente Logik zu erschließen, sondern ich plädiere für die verstärkte Integration des normativ-konstruktiven Elements in die Empirie. Warum nicht Unterrichtsreihen samt Materialien entwerfen,

den Unterricht dann von erfahrenen Lehrkräften in der Praxis durchführen und von Wissenschaftlern beobachten lassen, wobei Wissenschaft und Schulpraxis in einem ständigen, gleichberechtigten Dialog miteinander stehen? Diese Unterrichtsreihen kann man anschließend evaluieren und empirisch begründete Schlussfolgerungen für die Praxis und auch für die Verbesserung der Unterrichtsreihen ziehen – und dies alles unter wissenschaftlichen Standards, die hierfür angemessen erscheinen (und über die man sich freilich noch verständigen müsste)? Es müsste sich allerdings um Unterrichtsentwürfe handeln, bei denen strikt darauf geachtet wird, dass sie für alltäglichen Schulunterricht praxistauglich sind, die also keine unrealen Zeit-, Material- und Personalressourcen erfordern. Die dann, wenn erfolgreich evaluiert, nicht nur eine tatsächliche, handhabbare Hilfe und Arbeitserleichterung für den Schulpraktiker darstellen können, sondern auch für die Lehramtsausbildung von unschätzbaren Wert wären – denn hier fehlen oft Positivbeispiele und auch dezidierte Ausformulierungen der Passung von Zielen, Inhalten und Methoden, die in der Regel sowohl bei Unterrichtsmaterialien als auch bei – selten greifbaren – Videobeispielen erst rekonstruiert werden müssen.

Hiermit komme ich zur universitären Lehre, die ja ein weiteres Praxisfeld der Deutschdidaktik darstellt. Das oben beschriebene Problem stellt sich auch für die universitäre Lehre, die entscheiden muss, wie viel Wissenschaftlichkeit – und das heißt zurzeit eben meist auch: Praxisferne – sie ihren Studierenden zumutet und wie praktisch sie wird – und das heißt zumeist: unwissenschaftlich. Die Deutschdidaktik hat in ihrem Lehrbetrieb mit dem Auseinanderfallen von Wissenschaft und Lehre zu kämpfen: Es sollen ja Lehrkräfte für die Schule ausgebildet werden, keine Wissenschaftler. Und gäbe es keine Lehramtsausbildung, gäbe es abermals keine Fachdidaktik. Schulpraxis und Wissenschaft sollten in der universitären Lehre also enger miteinander verbunden werden; ein Praxissemester ist sicherlich ein Schritt in die richtige Richtung. Dennoch ist momentan zu konstatieren, dass Schulpraxis und Wissenschaft nicht problemlos miteinander harmonieren, sondern in einem teilweise sogar von Geringschätzung geprägten Spannungsverhältnis stehen. In der Deutschdidaktik Forschende haben oft nur wenig oder – wenn sie als Promovierende beschäftigt sind – gar keine Schulerfahrung. Umgekehrt geben die Lehrveranstaltungen an der Universität nur einen eng begrenzten Einblick in die Forschungsergebnisse und -aktivitäten der Deutschdidaktik; und dieses wenige wird von den Studierenden noch als zu viel empfunden und nährt die verbreitete Klage über die praxisferne Theorielastigkeit der Deutschdidaktik, eine Klage, die dann nicht selten auch in der nachuniversitären Berufspraxis geführt wird – falls die Deutschdidaktik überhaupt noch in den Fokus des Praktikers tritt.

Was ist in dieser Situation zu tun? Der Verweis darauf, dass Studierende viel zu schnell „Praxis“ wünschen, dass sie oft nach Vermittlung fragen, wo sie noch gar nicht verstanden haben, was es womöglich zu vermitteln gilt und warum – dieser Verweis ist so wohlfeil wie unbefriedigend. Wohlfeil, weil er sicherlich im Kern richtig ist und den schwarzen Peter von der Deutschdidaktik zu den Studierenden

schiebt. Unbefriedigend, weil man spürt, dass die Forderung nach mehr Praxisnähe eben doch einen virulenten Punkt der Deutschdidaktik berührt; ja einen Punkt, der so bedeutsam erscheint, dass er sogar die Daseinsberechtigung der Deutschdidaktik betrifft. Auch die hier zur Debatte stehende Frage zeugt ja davon, dass man diese Forderung nicht einfach abbügeln kann.

Und hier schließt sich für mich der Kreis: Wenn es eine umfangreichere deutschdidaktische Forschung gäbe, deren Praxisrelevanz unmittelbar einsichtig wäre, deren Ausgangs- und Zielpunkt also konsequent der reale Deutschunterricht wäre, dann wäre die Forderung nach mehr Praxisnähe erfüllt. Deutschdidaktische Seminare könnten deutschdidaktische Forschung problemlos in den Mittelpunkt stellen, und die Deutschdidaktik hätte als Wissenschaft sicherlich ein viel höheres Ansehen bei Studierenden und Lehrkräften. Die Deutschdidaktik wäre dann für ihr Praxisfeld in einer Weise relevant, in der sie es heute nicht ist. Diese Art von Relevanz sollte der Deutschdidaktik am Herzen liegen; sie ist viel wichtiger als ihr Ansehen bei den Bezugswissenschaften, um deren Anerkennung sie zudem oft erfolglos buhlt. Eine Deutschdidaktik, die ihr Praxisfeld nicht fest im Blick hat, kann nur bedeutungslos bleiben.

Zum Schluss noch zwei Anmerkungen, damit mein Plädoyer für Praxisnähe nicht missverstanden wird. Mir geht es erstens zwar um eine reale und realistische Praxis des Deutschunterrichts, aber nicht um eine Rezeptologie. Reflexionsstandards sollen nicht eingeschränkt, sondern eher erweitert werden. So scheint mir z. B. auch wichtig, dass sich ein bestimmter Teil der deutschdidaktischen Forschung mit der Selbstreflexion der Deutschdidaktik als Wissenschaft beschäftigt. Zweitens sehe ich den Praxisbezug nicht als verbindlichen 'Denkrahmen' an; Spielräume der Forschung sollten nicht beschnitten werden. So scheint mir ebenfalls wichtig, dass sich unter dem Dach der Deutschdidaktik vielfältige und heterogene Forschungsthemen versammeln können, deren Praxisbezug auf den ersten Blick nicht erkennbar ist (vgl. Kepser 2013). Vielfalt an der Peripherie ist wünschenswert – aber sie ist doch nur dann sinnvoll, wenn im Zentrum kein Vakuum besteht und auch der Kernbereich abgedeckt ist. Dieses Zentrum der Deutschdidaktik ist aber nichts anderes als die Praxis des Deutschunterrichts.

## Literatur

- Boelmann, Jan M. (Hg.) (2016): Empirische Erhebungs- und Auswertungsverfahren in der deutschdidaktischen Forschung. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Kepser, Matthis (2013): Deutschdidaktik als eingreifende Kulturwissenschaft. Ein Positionierungsversuch im wissenschaftlichen Feld. In: Didaktik Deutsch. H. 34. S. 52–68.
- Pflugmacher, Torsten (2016): Abstand durch Nähe – Nähe durch Abstand. Deutschdidaktik als reflexive Wissenschaft. In: Bräuer, Christoph (Hg.): Denkrahmen der Deutschdidaktik. Die Identität der Disziplin in der Diskussion. Frankfurt a. M.: Peter Lang. S. 79–94.
- Steinmetz, Michael (2014): Zurück zu den Basics! Anmerkungen zu den Bildungsstandards Deutsch. In: Didaktik Deutsch. H. 37. S. 16–19.

Wieser, Dorothee (2016): Zum Verhältnis von Rekonstruktion, Konstruktion und Normfragen in der Deutschdidaktik. In: Bräuer, Christoph (Hg.): Denkraumen der Deutschdidaktik. Die Identität der Disziplin in der Diskussion. Frankfurt a. M.: Peter Lang. S. 127–145.

Anschrift des Verfassers:

*Dr. Thomas Berger, Friedrich-Schiller-Universität Jena, Fürstengraben 18, 07743 Jena*

*Thomas.Berger@uni-jena.de*